

Todesträume

Blick über die Todesgrenze hinaus oder „gnädige Illusionen“?¹

Prof. Dr. Ulrich Eibach, Bonn

Erschienen in „Glaube und Denken“, Jahrbuch der Karl-Heim-Gesellschaft, 27. Jg. 2014, S. 25–48

Zusammenfassung

In dem Beitrag werden Träume von todkranken Menschen und ein Nahtoderlebnis dargestellt, die Thema von seelsorglichen Gesprächen wurden. Sie enthalten eindeutige Ankündigungen des nahenden Todes und eröffnen zugleich einen Blick über den Tod hinaus auf die Vollendung des Menschen im „Ewigen Leben“ Gottes. Die Träume enthalten „metaphorische Bilder“ sowohl für das, was der Tod bedeutet, wie auch für das Ewige Leben, Bilder, die auch schon im Neuen Testament gebraucht werden. In den Gesprächen über diese Träume zeigt sich, dass diese Bilder in sich selbst verständlich sind. Diese Todesträume haben viele Parallelen zu Nahtoderlebnissen. Im abschließenden Teil wird erörtert, ob diese Erlebnisse, die den Blick über die Todesgrenze eröffnen, „empirische“ Beweise für ein Leben über den Tod hinaus sind oder – wie dem Naturalismus verpflichtete Denker es behaupten – bloße, von den Genen verursachte und vom Gehirn erzeugte Illusionen, und ob diese Erlebnisse für die Theologie und unsere Weltanschauung eine Bedeutung haben.

¹ Erweiterte Fassung eines Vortrags am „Dies academicus“ (4. Dez. 2013) der Universität Bonn.

Inhaltverzeichnis

1	EINFÜHRUNG	3
2	WIE UND ALS WAS ERLEBEN MENSCHEN DAS STERBEN UND DEN TOD?	4
2.1	Sterben und Tod als Abbruch und Vernichtung des Lebens	5
2.2	Wandel der Hoffnung auf Besiegung der Krankheit zur Hoffnung auf die Vollendung des Lebens in Gemeinschaft mit Gott	8
2.3	Der Tod als Erlösung und Vollendung des Lebens	12
3	WO SIND UNSERE TOTEN, WENN SIE TOT SIND?	17
4	TODESTRÄUME, NAHTODERLEBNISSE UND IHRE THEOLOGISCHE UND WELTANSCHAULICHE BEDEUTUNG	20

1 Einführung

Nach *Martin Luther*² lassen die Lebens- und Glaubenserfahrungen, vor allem die Anfechtungen des Glaubens, die aus solchen Erfahrungen aufsteigen, einen Menschen zum Theologen werden.³ Der Begriff „*experientia*“ dürfte bei Luther in erster Linie die Bedeutung von *Erleben* haben. Erlebnisse sind meist subjektiver Art und bedürfen der Deutung, zunächst im Horizont der eigenen Lebensbiographie, damit sie verstanden und in die Lebensbiographie eingeordnet werden und so eine Bedeutung für das persönliche Leben gewinnen können. Derart gedeutete Erlebnisse können wir als *Erfahrungen* bezeichnen. Sollen solche Erfahrungen auch anderen Menschen vermittelt und für sie von Bedeutung werden, so bedarf es einer den subjektiven Erfahrungen angemessenen Sprache und zugleich eines Nachvollzugs des so Mitgeteilten durch den Hörer. Er muss gleichsam in diese Erfahrungen hineingenommen und von ihnen angesprochen werden, sie auch als für sich bedeutsam verstehen können. Besonders beeindruckend sind häufig Erlebnisse, die Menschen in Grenzerfahrungen des Lebens machen. Da sie keine Alltagserlebnisse sind und den meisten Menschen der Zugang zu solchen Grenzerlebnissen verschlossen ist, ist es oft schwierig, sie sprachlich so zu erschließen und mitzuteilen, dass andere Menschen sie auch ohne solche Erlebnisse verstehen und nachvollziehen können.

Wir werden in den folgenden Ausführungen einige Todesträume und ein Nah-toderlebnis von todkranken Menschen kennenlernen.⁴ Es handelt sich in erster Linie um eine Darlegung der Träume dieser Menschen, gegliedert nach den verschiedenen „Gesichtern“ des Todes. Diese kommen in den Träumen in eindrücklicher Weise zum Ausdruck. Sie sind durchaus für Außenstehende verständlich, auch wenn sie selbst derartige Träume noch nicht hatten. Zugleich wird in den Gesprächen über die Träume ersichtlich, wie ich behilflich zu sein versuche, ihre Bedeutung für die todkranken Menschen zu erschließen. An die Gespräche über Todesträume schließen sich Kapitel 4 einige Überlegungen zur möglichen Bedeutung der Erlebnisse für die Theologie und für eine Auseinandersetzung mit dem weltanschaulichen Naturalismus an.

² „*Experientia facit theologum.*“, Weimarer Ausgabe, Tischreden 1; 16,13 (1531); ebenso WA 25; 106, 25–28.

³ Vgl. G. Ebeling: *Wort und Glaube*, Bd. III: Beiträge zur Fundamentaltheorie, Soteriologie und Ekklesiologie, Tübingen 1976, 3 ff.; 362 ff.

⁴ Ich habe in meiner jetzt 36-jährigen Tätigkeit als Klinikseelsorger Todesträume gesammelt.

2 Wie und als was erleben Menschen das Sterben und den Tod?

Ab Mitte des 19. Jh. begann, nicht zuletzt aufgrund der Erfolge der Medizin in der Bekämpfung tödlicher Infektionskrankheiten und durch die aufkommende materialistische Weltanschauung, eine starke Verdrängung des Todes in der Gesellschaft, zunächst vor allem in wohlhabenden bürgerlichen Kreisen. Bis dahin ging man davon aus, dass fast jeder Mensch weiß oder wenigstens ahnt, wann „die Stunde schlägt“, dass der Tod sich ankündigt,⁵ nicht zuletzt im Unterbewusstsein und besonders durch *Träume*. In den Todesträumen steigt aus dem Unterbewussten ein „subjektives Ahnen und Wissen“ um den nahenden Tod auf. Die dargelegten Träume zeigen viele Gemeinsamkeiten mit *Nahtoderlebnissen* (=NE).⁶ Diese werden oft mit der Absicht berichtet, den Menschen die Angst vor dem Tod zu nehmen, und zwar vor allem indem man sie als „empirischen“ Beweis dafür anführt, dass das Leben nicht mit dem Tod endet und der Tod nur ein mehr oder weniger leichter Übergang in ein anderes Leben ist. Dabei werden negative NE meist verschwiegen und der Tod oft als „harmloses“ oder gar „schönes“ Geschehen verklärt. Der Mensch ist bemüht beides, negative NE wie auch Todesträume aus dem Bewusstsein zu verdrängen. Todkranke Menschen berichten jedoch häufig von alptraumhaften Todesträumen, wahrscheinlich, weil sie oft noch für eine lange Zeit ein mehr oder weniger schweres Leben zu bestehen haben. Die Todesträume kündigen diese Seite des Lebens und Sterbens oft eindeutig an. Aber sie können, wie fast alle berichteten NE, auch rein positiver Art sein. Im Zusammenhang mit dem medizinischen Befund sind sie auch dann meist leicht als Todesträume und Todesboten einzuordnen. Sie zeigen dann oft einen Horizont über den Tod hinaus auf und können sich so als Hilfen im Sterben erweisen. Sie können dem betroffenen Menschen die subjektive Gewissheit vermitteln, dass sein Leben in Gottes Ewigkeit endet. Ob die Todesträume auch für nicht direkt betroffene Menschen eine „Aussicht nach drüben“ eröffnen oder gar – wie man es von NE oft behauptet – ein empirischer Beweis für ein „Fortleben“ im und nach dem Tode liefern, diese Fragen werden zum Schluss dieses Beitrags Thema sein.

⁵ Vgl. Ph. Ariés: *Geschichte des Todes im Abendland*, München 1982.

⁶ Vgl. A. Bieneck/H.-B. Hagedorn/W. Koll (Hg.): „Ich habe ins Jenseits geblickt“. *Nahtoderfahrungen*, Neukirchen-Vluyn 2006; H. Knoblauch: *Berichte aus dem Jenseits. Nahtod-Erfahrungen*, Freiburg 1999.

2.1 Sterben und Tod als Abbruch und Vernichtung des Lebens⁷

Ich lernte Frau F., 62 Jahre, nach ihrem Besuch des Klinikgottesdienstes kennen. Fünf Jahre zuvor wurde ihr wegen eines Tumors eine Niere entfernt. Jetzt waren Metastasen in der Lunge aufgetreten. Ich besuche Frau F. mehrmals auf der Station. Als die Therapie nach zwei Wochen Klinikaufenthalt ambulant fortgesetzt wird, sucht sie mich jedes Mal vor ihrem Termin auf. Sie hat mir schon Träume erzählt. Eines Tages erzählt sie folgenden Traum (P. = Patientin, S. = Seelsorger):

P. 1: „Als ich aus der Klinik nach Hause ging, habe ich viele schreckliche Träume gehabt. Ich war in meiner Wohnung, die wurde dann ganz zerstört. Die Handwerker kamen und haben alle Wände eingeschlagen. Der Staub rieselte auf den Boden und auf meinen Kopf. Das war schrecklich! Wenn ich nur wüsste, was das bedeutet? Ich meine, mir selbst ist ja nichts passiert, nur die Wohnung wurde kaputt geschlagen. S. 1: Sie hatten kein Zuhause mehr!“ P. 2: „Ganz und gar nicht. Es war schrecklich.“ S. 2: „Die Wohnung, das ist ja das Zuhause. Sie verloren die Heimat.“ P. 3: „Ja, aber mir ist ja nichts passiert.“ S. 3: „Trotzdem, kein Platz mehr für Sie in der Wohnung!“ P. 4: „Man sagt ja, Träume sind Schäume.“ S. 4: „Diesen Eindruck haben Sie bei dem Traum nicht, oder?“ P. 5: „Ich habe den Traum meiner Tochter erzählt. Die hat gesagt: ‚Mutter, dir ist nichts passiert, also wird alles wieder gut.‘ ... Was meinen Sie denn, was der Traum bedeutet?“ S. 5: „Der Traum hat ja zwei Seiten, die zerstörte Wohnung und Sie, Sie bleiben unversehrt. Aber ohne Wohnung kann man nicht leben. Das erinnert mich an ein Bild, das in der Bibel gebraucht wird: Wir haben hier keine bleibende Wohnung, deshalb suchen wir die zukünftige Wohnung. Das Bild greift auf das nomadische Leben der Israeliten zurück, deren Zelte immer wieder abgebrochen werden und die auf dem Weg in das verheißene Land sind. Auch wir haben hier keine bleibende Heimat und Wohnung!“ Frau F. schaut mich erschreckt an, so als habe sie verstanden, was ich Ihr mit diesem Bild sagen will und muss, denn Frau F. hat einen aufgrund eines Schlaganfalls pflegebedürftigen Mann, für den Vorsorge getroffen werden muss für den Fall, dass sie stirbt. Ich frage mich, ob ich ihr zu massiv die „Wahrheit“ aufdrängen wollte. P. 6: „Der Traum hat mich auch tagsüber immer verfolgt. Was bedeutet das bloß?“ S. 6: „Ja, Sie sind verunsichert, die zerstörte Wohnung, aber ihnen passiert nichts Schlimmes. Das Zelt oder – wie der Apostel Paulus es einmal ausdrückt: ‚unsere irdische Hütte‘ wird abgebrochen, wir sind dann ohne Wohnung, ja auch ohne Kleider, nackt ausgezogen. Das wünscht sich auch der Apostel Paulus nicht, er möchte den Abbruch der Wohnung nicht erleben und auch

⁷ Die Gespräche werden gekürzt in ihren für unsere Fragestellungen wesentlichen Inhalten wiedergegeben.

nicht nackt werden, sondern gleich eine neue Wohnung und neue Kleider haben.“
P. 7: „Nackt, das habe ich auch jetzt öfters geträumt, nackt ausgezogen musste ich durch die Straßen gehen und alle Leute starrten mich an.“ S. 7: „So alle Kleider verlieren, so dastehen, wie Gott einen geschaffen hat, so hilflos und durchsichtig Aber da ist ja ‚etwas‘, das nicht zerstört wird und das auch bleibt, wenn ich aller Kleider beraubt bin. Das Leben ist auf dem Weg zu einer anderen Wohnung, in der es auch neue Kleider bekommt.“

Die Chemotherapie wird unterbrochen, weil das Wachstum des Tumors vorübergehend gering ist und Frau F. die Therapie zunehmend schlecht verträgt. Sie teilt mir mit, dass sie die Therapie nicht mehr fortsetzen will. Als nach drei Wochen der Tumor wieder stärker wächst, bietet man Frau F. eine neue experimentelle Therapie an. Sie unterzieht sich der Therapie wieder. Ich erinnere sie, dass sie sich entschieden habe, keine Therapie mehr zu „erdulden“. Ich halte Rücksprache mit dem verantwortlichen Oberarzt. Wir einigen uns, dass Frau F. dahin kommen sollte, dass sie die „Hoffnungen“ auf langes Überleben oder gar Heilung aufgibt, nicht zuletzt um eine Versorgung ihres Mannes in die Wege zu leiten.

Die im Gespräch vom Seelsorger gewählte und an die bildhaften Träume anschließende Bildersprache legte Frau F. nicht auf kognitive Fakten fest, sondern beließ ihr Spielräume zur eigenen Deutung ihrer Träume. Im nächsten Gespräch von gut einer Stunde versuchte ich allerdings Frau F. behutsam, aber kognitiv unmissverständlich zu vermitteln, dass die Therapie bestenfalls eine kurzfristige Verlängerung des Lebens bewirken könne. Eine Woche später kommt sie nicht zum verabredeten Gespräch mit mir. Sie kommt erst zwei Wochen später und erklärt mir, dass es schrecklich gewesen sei, was ich ihr gesagt habe. Sie wünscht dann, dass wir in der Kapelle das Abendmahl gemeinsam feiern. Danach frage ich sie noch, ob sie die Therapie fortsetzen oder abbrechen werde. Sie sagt: „Die Ärzte würden es doch nicht machen, wenn es keine Chance gibt.“ Ich frage: „Was meinen Sie mit Chance?“ Sie sagt: „Dass ich gesund werde!“ Frau F. bricht nach diesem Gespräch den Kontakt zu mir ab. Sie konnte die Diskrepanz zwischen dem, was die Therapie bei ihr an Hoffnung weckte, und dem, was in den Gesprächen mit mir bei ihr ausgelöst wurde, nicht ertragen. Sie klammerte sich gegen die eindeutige Realität, mit der der Tod von ihrem irdischen Leben Besitz ergriff, an dieses Leben. Sie starb vier Wochen später. Wenige Tage vor ihrem Tode konnte die Tochter noch die Unterbringung ihres Vaters in einem Pflegeheim an ihrem Wohnort in die Wege leiten.

Ein Wandel vom Hoffen auf irdisches Überleben zur Hoffnung auf eine „neue Wohnung“ wurde Frau F. nicht geschenkt. Der Tod war für sie Abbruch des Lebens, ja Drohung der Vernichtung, und dagegen kämpfte sie bis zuletzt, so dass

sie vom Leben „abgeschnitten“ wurde. Nirgends anders als angesichts des nahenden Todes wird so deutlich, dass der Mensch nicht Rettung erfährt, indem er sich an sich selbst, seine Fähigkeiten und andere menschliche Möglichkeiten klammert, dass er herausgefordert ist, sich loszulassen auf einen anderen hin, der größer ist als der Tod, der den Tod besiegen kann. In einem Traum berichtete Frau F. auch davon, dass sie in einen tiefen schwarzen Teich abzurutschen drohte und im letzten Moment noch vor dem Versinken im verschlingenden Dunkel durch eine sie auffangende Hand gerettet wurde. Das ist ein typischer „Vernichtungstraum“, der ein Verschlungenwerden vom „dunklen Nichts“ zum Inhalt hat. Verlassenheits-, Vernichtungs- und Auflösungsängste gehören zu den tiefsten Ängsten, die der Mensch erleben kann. Sie treiben nicht selten zu ohnmächtigen Versuchen, den unausweichlichen Tod zu bekämpfen und zu verleugnen. Frau F. versucht, diesen Weg auf der Bewusstseinssebene durchzuhalten, aber ihre Träume führen ihr den Abbruch des Lebens ziemlich massiv vor Augen und stellen immer wieder das in Frage, was sie sich auf der Bewusstseinssebene wünscht und mit großer Kraftaufwendung festzuhalten versucht.

Zu dieser bedrohlichen Seite des Todes gehört auch das „Nacktwerden“, das „Durchsichtigwerden“ angesichts des Todes. Der Apostel Paulus bringt dieses „entkleidet werden“, das „Nacktwerden“ angesichts des Todes mit dem „Offenbarwerden“ des Menschen vor dem „Richterstuhl Christi“ in Zusammenhang (2 Kor 5,1–10). Auch das gehört zu dem belastenden Erleben im Sterben: Der Mensch muss nackt, also radikal durchsichtig, ehrlich vor sich selbst, anderen und Gott werden; er muss alles, all seine Werke, Verdienste und Fähigkeiten loslassen, mit denen er sich „bekleidet“ und auf die er sich mit seinem Selbstbewusstsein in diesem Leben begründet hat. Dieser, sich oft schon im Sterben vollziehende *Gerichtsprozess* macht deutlich, dass der Mensch sich hinsichtlich dessen, wie er vor sich selbst, anderen und Gott wirklich dasteht, nicht auf sich selbst und seine mehr oder weniger gelungene oder misslungene Lebensführung berufen kann, sondern dass er sich auch darin *loslassen* muss und auf die gnädige Annahme durch Gott hoffen muss und darf. Dieser Weg ist einerseits ein schmerzhaftes *Ehrlichwerden* angesichts des Todes, andererseits aber auch befreiend, wenn man glauben und darauf vertrauen kann, dass Gottes Gericht durch die Schmerzen des Ehrlichwerdens hindurch doch ein gnädiges und aufrichtendes, das Leben zu Recht bringendes und nicht ein verurteilendes und zerstörendes Gericht ist, auch wenn es uns den Schmerz der Erkenntnis, dass wir Sünder sind und der Gnade Gottes bedürfen, nicht erspart. Der Mensch rettet sich im Sterben nicht selbst, er bedarf dessen, der die Sünde und den Tod be-

siegt, der dem Tod seinen „Stachel“ genommen hat, die Sünde und die aus ihr entspringende Angst vor dem Gericht, vor dem Ausgeschlossenensein von der Gemeinschaft mit Gott, denn Gott hat den Tod als Vernichtung und Gottverlassenheit in der Auferweckung Jesu Christi überwunden (1 Kor 15,50 ff.).

Der in das Leben hereinragende Tod ist zunächst überwiegend *Abbruch des Lebens*, oft verbunden mit schweren physischen und seelisch-geistigen Schmerzen, die alles verdunkeln, die in eine *Seelenfinsternis* hinein führen können, die auch zur *Gottesfinsternis* werden kann, in der sich der todkranke Mensch von Gott verlassen oder gar verstoßen fühlt (vgl. Ps 22,2; 88; Mk 15,34). Der tiefste „Stachel des Todes“ ist das Ausgeschlossenensein, das Verlassensein von Gott und Menschen, das Geworfensein ins Nichts der „Verhältnislosigkeit“⁸. Insofern ist es verständlich, ja menschlich, dass der Mensch sich gegen diese alles abbrechende und nichtigende Macht des Todes mit allen medizinischen und psychischen Möglichkeiten wehrt. Wer angesichts des Todes nur auf diese Macht des Todes starrt, der muss verzweifelt gegen den Tod kämpfen und wird doch immer besiegt werden. Wem sich ein Blick „darüber hinaus“, auf Gott, der den Tod besiegt hat, eröffnet, der muss den Tod nicht verzweifelt bekämpfen, der kann ihn vielleicht auch hin- oder gar annehmen, weil der Tod ihm dann nicht nur als Abbruch des Lebens und „Fluch“ begegnet, der auf dem Leben lastet. Diese harte Realität des Todes steht aller Verklärung des Todes als „schönstes Erlebnis“⁹ und erst recht der Behauptung entgegen, dass es „keinen Tod gibt“, er eine „Erfindung der Medizin“¹⁰ sei, es nur – wie von der Raupe und zum Schmetterling – eine Metamorphose des in sich unsterblichen Lebens in eine andere Gestalt ohne wirklichen Tod gibt.

2.2 Wandel der Hoffnung auf Besiegung der Krankheit zur Hoffnung auf die Vollendung des Lebens in Gemeinschaft mit Gott

„Es hofft der Mensch so lange er lebt!“ Ohne Hoffnung versinkt der Mensch schnell in Schwermut, und alles verdunkelt sich im Leben. „Man darf die Hoffnung nicht aufgeben!“, sagen sich viele todkranke Menschen selbst, oder es wird ihnen von anderen gesagt. „Es wird, es muss weitergehen! Ich muss gesund werden!“ Sicher, Hoffnung entbindet Lebenskräfte, befähigt den Menschen, gegen

⁸ Vgl. E. Jünger, *Tod*, Suttgart 1971, 98 ff.

⁹ Vgl. St. v. Jankovich, *Ich war klinisch tot. Der Tod – mein schönstes Erlebnis*, Ergolding 2000.

¹⁰ E. Kübler-Ross, *Über den Tod und das Leben danach*, Neuwied 1987, 43; vgl. 23 ff.

ein schweres Schicksal zu kämpfen, sich nicht aufzugeben, Hoffnung kann heilende Kräfte entbinden und das Leben wenigstens verlängern. Insofern ist es auch Aufgabe der Seelsorge, die Hoffnung zu bestärken und um Hoffnung und Heilung zu beten. Doch was soll man hoffen, wenn es keine Hoffnung auf ein Entkommen aus der Krise und der Drohung des Todes gibt? Soll und kann man hoffen, wo nichts mehr zu erhoffen ist im Sinne des Gewünschten, wenn etwa die Depression den Menschen immer wieder fest im Griff hat oder die Krankheit unaufhaltsam zum Tode fortschreitet? Kommt Hoffnung dann nicht einer Verleugnung der Realität und einer Illusion gleich? Oder kann sich die Hoffnung angesichts des Todes auch wandeln, und – wenn ja – in welche Richtung?

Es gibt Todesträume, die reine Vernichtungsträume sind, Vernichtung z. B. durch Abstürzen in die Dunkelheit oder auch in einem grellen, alles verzehrenden Licht. Kann man *gegen* diese Träume „hoffen“? In den Träumen von Frau F. dominiert der zerstörerische Charakter des Todes als gewaltsamer Abbruch des Lebens. Sie versucht, die Bedeutung der Träume zu leugnen oder sie so zu deuten, dass sie ihren Wünschen entsprechen. Sicher, es gibt neben der Zerstörung der Wohnung, dem „Der-Kleider-beraubt-werden“, dem Nacktwerden, dem Abstürzen in den dunkeln Teich auch etwas, das Hoffnung eröffnen könnte. Die Wohnung wird zwar zerstört, aber nicht das „Ich“, und es rettet eine Hand vor dem Versinken im „Nichts“ des dunklen Teiches. Es gibt also nicht nur Zerstörung, sondern auch „etwas“, was angesichts des Todes bleibt, und das ist sogar das „Zentrum“ des Lebens, das „Ich“. Aber Frau F. kann den Traum nur so umdeuten, dass er aussagt, sie wird gesund werden oder wenigstens noch lange überleben.

Herr H., 59 Jahre, kommt nach einer vier Monate zurück liegenden Operation an Bauchspeicheldrüsenkrebs mit Metastasen in die Klinik zurück. Er berichtet, dass er Tage vor Aufnahme in die Klinik einen „bösen“ Traum hatte. Auf die Frage, ob er mir den Traum erzählen möchte, antwortet er entschieden: „Nein, den möchte ich nur vergessen!“ Dann sagt er, er habe auch einen schönen Traum gehabt. Er sei ein begeisterter Bergwanderer und habe geträumt, dass er nach einem wirklich anstrengenden Aufstieg auf einen hohen Berg unter dem Gipfelkreuz saß und die ganzen Alpen, auch ihren Hauptkamm, überblicken konnte. Das sei ein wunderbarer Anblick gewesen. Auf die Frage, was der Traum für ihn bedeute, sagt er: „Ich werde wieder gesund werden und auf die Berge steigen können.“ Nach einer Weile des Gesprächs über den Traum und andere Dinge frage ich ihn nochmals, ob er nicht auch den „bösen“ Traum erzählen möchte, denn der belaste seine Seele doch noch. Er antwortet: „Nein, den möchte ich nur aus meiner Erinnerung löschen!“ Angesichts dieser star-

ken Verdrängung des Todes sehe ich als Seelsorger keine Chance, Herrn H. die über das Irdische hinausgehende Bedeutung des „schönen“ Traums zu eröffnen. Herr H. war bei diesem Krankenhausaufenthalt nicht so weit, dass er sein Todesgeschick im Bewusstsein zulassen konnte. Er setzte große Hoffnungen auf die ihm angebotenen chemo- und strahlentherapeutischen Behandlungen. Herr H. stirbt drei Monate später unter diesen Behandlungen.

Der schöne Traum von Herrn H. ist angesichts seiner Krankheit ein eindeutiger Todestraum, der eigentlich die Hoffnung ausdrückt, nach einem beschwerlichen Aufstieg, also dem Lebensweg mit seiner tödlichen Krankheit, Erlösung zu erfahren. Er erlebt im Traum unter dem Gipfelkreuz eine Weitung seines Blickes über den Alpenhauptkamm, also die Realität der empirischen Welt hinaus auf die Vollendung des Lebens im „Unendlichen“. Dieser Traum könnte Herrn H. Hoffnung angesichts des Todes und über ihn hinaus vermitteln. Der Traum ist eine Einladung, das Leben auf Gott und die durch ihn verheißene Vollendung hin loszulassen, also einen Wandel der Hoffnung auf Überleben des irdischen Lebens zur Hoffnung auf Vollendung des Lebens bei Gott zu vollziehen. Doch Herr H. verdrängt diese Bedeutung des Traums, obwohl sie im Zusammenhang mit dem „bösen“ Traum, der auch für ihn offensichtlich ein eindeutiger Todestraum war, nahegelegen hätte, ja wahrscheinlich eine „positive“ Antwort auf den bösen Traum darstellt. Deshalb versucht er, den bösen Traum in seinem Gedächtnis zu löschen und den „guten“ Traum gemäß seinen Wünschen zu deuten. Er „hofft“ auf „Irdisches“, wo nichts Irdisches mehr zu erhoffen ist, nimmt die Botschaft des „schönen“ Traums aus seinem Unterbewussten nicht als Chance an, von der Angst vor dem Tod Befreiung und eine Hoffnung auf Vollendung seines Lebens bei Gott zu erfahren.

Sowohl in dem Traum von Frau F. wie auch in dem von Herrn H. wird in dem Traum selbst ein Wandel der Hoffnung ausgedrückt. Sie konnten den Hoffnung über das vergängliche irdische Leben hinaus vermittelnden positiven Inhalt ihres Traumes nicht auf der Bewusstseinssebene zulassen. Würde Frau F. ihren Traum aus der Sicht deuten, dass sie als Person im Tode bewahrt wird, so verlöre der Abbruch ihrer Wohnung für sie vielleicht die lähmende Angst auslösende Wirkung auf ihre Seele, ja der Tod könnte für sie annehmbar werden. Bei Herrn H. verteilen sich die bei Frau F. in einem Traum vereinten und negativen und positiven Aspekte des Todes auf zwei Träume. Der zweite Traum ist nur positiv. Herrn H. gelingt eine ziemlich perfekte Umdeutung seines angesichts seiner tödlichen Krankheit eindeutigen, über das irdische Leben hinausweisenden Todestraums. Reisen, besonders letzte Reisen, mühsame Wanderungen mit ab-

schließendem Gipfelblick über Entfernungen, die jenseits dessen liegen, wie weit das biologische Auge zu sehen vermag, sind häufige Inhalte von Todesträumen. Beide, Frau F. wie Herr H., setzen jedoch auf eine Hoffnung, die durch die fortschreitende tödliche Krankheit zunehmend ausgehöhlt wird und die der Tod zerstört. Die Verleugnung der Bedeutung des Todestraums ist bei Herrn H. so groß, dass jedes Gespräch, das seine eigene Deutung auch nur annähernd in Frage stellt, ihn tief verunsichert hätte. Notwendig musste das Gespräch danach aus der Sicht des Seelsorgers eine Oberflächlichkeit bekommen, die der Bedeutung des Traumes nicht gerecht wird. Er ist eigentlich ein Geschenk, ein Angebot und eine Hilfe, das Krankheitsgeschick auf dem Hintergrund eines solchen Traums bearbeiten zu können und das Leben dann nach einem mühsamen Aufstieg auf den Gipfel in die Hand des Schöpfers und Erlösers „aufheben“ zu lassen. Meine Einladung, doch auch über den „bösen Traum“ zu sprechen und ihn in einem Zusammenhang mit dem guten Traum zu sehen, wird ganz eindeutig abgewehrt. Es konnte nicht ausbleiben, dass auch die folgenden Gespräche unter diesem Vorzeichen verliefen und ich die Wahrscheinlichkeit des baldigen Todes in den folgenden Gesprächen ausklammern musste.

Es gehört zu den beglückenden Erfahrungen in der Seelsorge, wenn Menschen eine Wandlung ihrer Hoffnung auf Überleben zu einer Hoffnung auf die Vollendung des Lebens in der Teilhabe am „Leben Gottes, des Ewigen“ erfahren und aufgrund dieser Hoffnung ein unabwendbares Geschick auch annehmen können.

Frau M., 66 Jahre, wird aus dem Krankenhaus einer entfernten Stadt in die Klinik überwiesen. Es besteht der Verdacht auf einen Tumor in der Leber. Bald nach Beginn des Gesprächs erzählt sie mir von einem Traum, den sie vor der Aufnahme ins Krankenhaus hatte und über den sie mit mir sprechen wolle. Zur Zeit des Traumes war sie noch zu Hause und schon in ärztlicher Behandlung, die Diagnose war aber noch nicht gestellt. „Ich bin über ein Wasser gegangen, und dann drohte ich zu versinken. Das war so ähnlich, wie es in der Bibel vom sinkenden Petrus berichtet wird. Dann kam aber ein Mann, der hat mich aus dem Wasser gezogen und mich auf seine Schultern genommen und hat mich sicher über das Wasser ans andere Ufer getragen. Ich glaube, das war Jesus. Ich bin wach geworden und habe das gleich meinem Mann erzählt. Der hat gesagt: ‚Siehst du, du brauchst dir keine Gedanken zu machen. Es ist nichts Schlimmes!‘“ Ich frage: „Ist das auch Ihre Meinung?“ Sie antwortet: „Nein, das glaube ich nicht. Deshalb wollte ich mit Ihnen darüber sprechen.“

Der Traum von Frau M. war Gegenstand mehrerer Gespräche. Frau M. kam zu der Erkenntnis, dass der Traum ihr von Gott geschenkt wurde, damit sie die schwere Wegstrecke hin zu ihrem Tod bestehen und sich darin von Jesus Chris-

tus „ans andere Ufer“ des Lebens getragen wissen darf, so dass sie nicht in Angst und Verzweiflung versinken muss. Sie wurde nach einiger Zeit zur weiteren Behandlung wieder in ihr Heimatkrankenhaus verlegt. Ihr Sohn, der damals Oberarzt war, vermittelte ihr die nach dem Stand der medizinischen Kenntnisse besten Behandlungen. Mehrmals schrieb sie mir, teilte mit, dass sie wisse, dass sie ihrem Tod entgegengehe, und wie sie der Traum tröste. Sie erfahre, dass sie von Gott getragen sei und dass sie so auch die Behandlungen ertragen könne. Eines Tages schrieb sie, dass ihr Sohn ihr nochmals eine neue Therapie vermitteln wolle, dass sie aber abgelehnt habe, weil sie deutlich spüre, dass sie „bald mit ihrem Retter, Christophorus, am anderen Ufer ankommen werde“. Das sei jetzt ihr einziges Ziel, und sie schaue dem ohne Angst entgegen. Sie danke Gott für den Traum und mir, dass sie ihn als Hoffnung vermittelnden Trost verstehen konnte. Gut einen Monat später, 14 Monate nach unserer ersten Begegnung, gelangte sie „ans andere Ufer“. Ihr war es geschenkt, eine Wandlung der Hoffnung vom Überleben zur Vollendung des Lebens bei Gott zu vollziehen. Und ein ihr von Gott geschenkter Traum war dabei das „Seil“, das ihr auf dem Weg zum Tode Halt gegeben hat.

2.3 Der Tod als Erlösung und Vollendung des Lebens

Angesichts des unausweichlichen Sterbens drängt sich nicht nur den Außenstehenden, den Angehörigen, den Pflegekräften, den Ärzten und Seelsorger/innen der bedrohliche und zerstörerische Charakter des Todes als dominantes Kennzeichen des ins Leben hineinragenden Todes auf, so dass die Außenstehenden nicht selten auch zwischen der Hoffnung auf medizinische Erfolge, ja Heilung einerseits und dem Gedanken hin und hergerissen sind, der Tod möge den Menschen bald von diesem leidvollen Leben erlösen oder man möge doch diesem Leben durch Menschenhand ein schnelles Ende bereiten. Diese *Außenperspektive* muss sich nicht mit der *Innenperspektive* der todkranken Person decken, ja letztere ist – wie wir an den Todesträumen gesehen haben – oft noch mehr in sich gespalten, ist hin und hergerissen zwischen dem Wunsch nach Erhaltung *des* Lebens und nach Erlösung *vom* Leben. Das ist kennzeichnend für viele todkranke Menschen, nicht zuletzt deshalb, weil die Medizin immer neue Behandlungsmöglichkeiten anbietet, die die todkranken Menschen auf sich nehmen in der Hoffnung, doch noch Heilung oder eine beträchtliche Verlängerung der Lebenszeit zu finden. So kann es sein, dass die todkranken Menschen selbst bis zuletzt hin und her schwanken zwischen einer Hoffnung auf Rettung für das irdische Leben und einer Hoffnung auf baldige Erlösung vom für sie scheinbar oder tat-

sächlich unerträglichen Leben, das auch den Wunsch nach schneller Erlösung durch Menschenhand hervorrufen kann.

In den bisher dargelegten Todesträumen begegnet uns der Tod nicht nur als *Erlösung vom irdischen Leben*, sondern auch als *Erlösung zu einem neuem Leben*, das nicht an Raum und Zeit gebunden und damit dem Tod unterworfen ist, dem Leben in der Teilhabe am Leben des ewigen Gottes, an der das Leben vollenden- den Gemeinschaft mit Gott. In einer Zeit, in der für viele, ja die meisten Men- schen nur noch das medizinische Herstellen von Gesundheit und das „Wegma- chen“ von Krankheiten und Leiden einerseits und andererseits – wenn das nicht mehr möglich ist – das schnelle Ende des Lebens und immer mehr auch das Be- endigen des Lebens durch die Menschen selbst von Bedeutung ist, stellt sich die Frage, warum die Dimension des „Jenseits des Todes“ bei einer derartigen „Dies- seitsorientierung“ in den Todesträumen überhaupt noch auftaucht.

Frau S., 60 Jahre, wurde ein großer Tumor aus dem Bauchraum entfernt. Es war ein Wunder, dass sie ohne schwere Folgeschäden und ohne Metastasen überlebte. Gut drei Jahre später stellt sich ein Rezidiv mit Metastasen ein. Frau S. lehnt eine Chemotherapie ab, was für ihren Mann, der Arzt war, nicht annehmbar war. Frau S. sagt: „Gott hat mir nach der Operation noch drei gute Jahre geschenkt. Ich weiß, dass mein Tod jetzt naht und vertraue darauf, dass Gott mir auch die Kraft gibt, die- sen Weg zum Tode zu bestehen.“ Der Weg wurde aber so schwer, dass sie nicht – wie von ihr gewünscht – bis zu ihrem Tode in ihrem Hause bleiben konnte, sondern in die Klinik musste. Der Glaube war für sie ein „tragendes Seil“ in dem schweren Sterbe- prozess. Als ich tags vor ihrem Tod auf die Station komme, sagt die Stationschwes- ter, dass Frau S. seit der Nacht im tiefen Koma liege und auf nichts mehr reagiere. Da ich gegenüber solchen Aussagen aus Erfahrung kritisch war, betrete ich das Zimmer, spreche Frau S. an, der meine Stimme vertraut ist, lege eine Hand auf ihre Hand und die andere auf ihre Stirn und sage, dass ich für sie beten will. Ich bete den Psalm 23 „Der Herr ist mein Hirte“. Ich spüre durch die Bewegung ihrer Hand, dass sie etwas wahrnimmt. Dann bete ich das Lied von F. Gellert (Evangelisches Gesangbuch 115): „Jesus lebt mit ihm auch ich, Tod wo sind nun deine Schrecken, er, er lebt und wird mich von den Toten auferwecken. Er verklärt mich in sein Licht, das ist meine Zuver- sicht!“ Dabei öffnet sie die Augen und sagt leise, aber ganz verständlich: „Das schaue ich schon!“ Nach wenigen Minuten fällt sie wieder ins Koma. Als ich am nächsten Morgen komme, ist sie vor zwei Stunden gestorben, ist aufgebahrt. Ihr Gesicht zeigt die Züge der Verklärung.

Frau S. hat ein vielleicht länger anhaltendes Nahtoderlebnis, in dem ihr ein Schauen ihrer Vollendung widerfährt. Es schenkt ihr angesichts des Todes die

tiefe Gewissheit, dass ihr Tod nicht das Ende des Lebens oder gar Vernichtung des Lebens bedeutet, dass der Tod vielmehr das „Tor“ ist, durch das hindurch das Leben vom Leiden erlöst und zum „Ewigen Leben“ in Gemeinschaft mit Gott vollendet wird. Die Gewissheit ist kurz vor ihrem Tod so stark, dass sie von einem „Schauen“ dieses erlösten Lebens, dem „Sehen“ des „Ewigen Leben Gottes“ spricht. Ganz offensichtlich hat Frau S. die vom Dichter Gellert gebrauchten Begriffe „Licht“ und „Verklärung“ als zutreffende Beschreibungen dessen verstanden, was sie angesichts des Todes erlebt. Wir stoßen hier auf dasselbe Phänomen, das auch für die dargelegten Träume charakteristisch ist. Um auszudrücken, was im Tod und als was er erlebt wird, wird eine *bildhafte, eine metaphorische Sprache* gebraucht, in der sich sowohl die negative Seite des Todes (Abbruch des Lebens) und die Erlösung *vom* schweren Leiden, wie auch seine positive Seite, die Erlösung, die Vollendung des Lebens *zum* „Ewigen Leben“ ausdrückt. Insbesondere letztere Seite des Todes lässt sich überhaupt nicht anders sprachlich darstellen. Die Bilder bzw. Metaphern sind zwar aus unserem irdischen Leben übernommen, haben aber eine eindeutig über das irdische Leben hinausweisende, es „transzendierende“ Bedeutung. Alle Versuche, diese metaphorische Sprache durch eine rationale Begriffssprache zu ersetzen, sind reduktionistisch in dem Sinne, dass sie den eigentlichen Gehalt der Metaphern und Bilder nur verblassen lassen oder gar zum Verschwinden bringen. Natürlich kann man sich auf dem Hintergrund der Erkenntniskritik *I. Kants* auf den Standpunkt stellen, dass, selbst wenn es eine transzendente Wirklichkeit „jenseits“ unserer empirischen Welt gibt, über sie mit unserer auf diese empirische Welt begrenzten Erkenntnisfähigkeit und Begriffssprache nichts ausgesagt werden kann. Dennoch gibt es solche für das Leben entscheidenden Erlebnisse, die an die Grenze dessen führen, was in unserer auf Fakten bezogenen Begriffssprache ausgesagt werden kann, und die doch zugleich herausfordern, über sie Aussagen zu machen, auch wenn das nicht in einer logischen Begriffssprache möglich ist. Aus dem Mund der Kinder geschieht dies ganz unzensiert von aller Logik und Wissenschaft.

In die neurochirurgische Klinik wird ein gerade 7-jähriger Junge eingeliefert, bei dem vor einigen Tagen ein Hirntumor diagnostiziert wurde. Die Mutter berichtet dem Seelsorger, dass ihr Sohn ihr vor mehr als einem Jahr, als noch keinerlei Anzeichen für einen Tumor vorlagen, einen Traum erzählt hat. Er sei zu einem schönen Haus gekommen, in dessen Haustür ein freundlicher Mann stand. Der habe zu ihm gesagt, dass er bald in dieses Haus einziehen werde. Eine Woche vor der Operation habe ihr Sohn gesagt. „Mama, ich bin wieder bei dem Mann von damals gewesen. Diesmal hat er mich auf seinen Arm genommen und mir das ganze Haus und eine Wohnung ge-

zeigt und gesagt, hier wirst du jetzt einziehen. Der Mann war ganz lieb, alle im Haus haben mich ganz lieb willkommen geheißen, und alles war sehr schön in dem Haus. Du musst dir keine Sorgen um mich machen. Mir wird es dort sehr gut gehen.“ Eine Woche nach dem zweiten Traum wurde der Junge operiert, wieder eine Woche später starb er. Die Mutter erzählte dem Seelsorger die Träume und sagte, dass diese sie sehr trösteten. Sie „wisse“, dass der Mann der „Vater im Himmel“ war und dass ihr Sohn „in seinem Hause aufgenommen sei“.

Die Bilder von der irdischen „Wohnung“, die abgerissen wird (vgl. 2 Kor 5,1 ff.), und der „himmlischen Wohnung“ (2 Kor 5,2), die für den Menschen schon erbaut und hergerichtet ist (2 Kor 5,1; Joh 14,2 f.), in die der Mensch im Tod umzieht und in der Bewohner schon auf sie warten, das Bild von der „himmlischen Stadt“, in die wir nach dem Tode einziehen werden (Hebr 11,10; 13,14; Offb 21,1 ff.), dem Versinken im Wasser und der Rettung (Mt 14,28 ff.), dem Hinübergetragenwerden über einen Fluss und dem Ankommen am anderen Ufer, dem mühsamen Ersteigen eines hohen Bergers mit der Belohnung eines Blicks in große Fernen, der letzten großen Reise, dem Nacktwerden und neu bekleidet werden, der Verklärung in einem hellen Licht (Mk 9,2 ff.), dies alles sind archaische und archetypische Bilder, die im Unterbewussten verankert sind, in dem sich solche Erfahrungen von Menschen an der Grenze zum Tode niedergeschlagen haben. Für die Bildersprache und Metaphern finden sich – wie die exemplarisch angegebenen Stellen zeigen – in der Bibel viele Parallelen. Am eindrucklichsten dürfte das Bild von der „Wohnung“ bzw. dem „Haus“ sein, das für Geborgenheit, Liebe und Heimat steht, ohne die niemand leben kann. Es ist das „von Gott erbaute Haus“ (2 Kor 5,2), die von Christus hergerichtete Wohnung (Joh 14,2 f.), deren „Baustoff“ die unvergängliche *Liebe Gottes* ist, ja es ist die Stadt, in der weder die Sünde, also die Zerstörung der Leben schenkenden Beziehungen der Liebe, noch der Tod, als sichtbare Folge der Sünden, einen Platz haben werden, in der vielmehr die Liebe Gottes „alles in allem ist“ (1 Kor 15,28.56) und die Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen und unter den Menschen alles Leben bestimmt, wie es der Traum des Jungen eindrücklich darstellt.

Der in das Leben hereinragende Tod ist zunächst einmal die Drohung des Abbruchs des Lebens, nicht nur in dem Sinne, dass er das Ende des Lebens ist, sondern dass er der vom Menschen aus unaufhebbare Gegensatz zum Leben ist, so dass der Tod immer Sieger über das irdische Leben, ja in sich seine Vernichtung ist. Das Leben wird durch den Tod *aufgehoben*, nicht nur im Sinne eines Erreichens des Lebensendes, sondern im Sinne von *negiert*, ja von *vernichtet*. Als Abbruch und Vernichtung des Lebens ist der Tod nur der Schrecken des Lebens.

Und doch zeigt sich in den Todesträumen, dass im Tode auch etwas *aufgehoben* wird im Sinne von *bewahrt*. Es gibt eine *Kontinuität* des Lebens über den Tod hinaus und damit eine *Identität* des Menschen, die im Tode nicht zerstört wird, die bleibt und die garantiert, dass es derselbe Mensch, dieselbe Person ist, die an dem anderen Ufer des „Todesflusses“ ankommt. Im Grunde sagen dies alle dargelegten Todesträume aus. Bei Frau F. (vgl. 2.1) ist es das „Ich“, die *Person*, die bleibt. Das scheint dafür zu sprechen, dass es so etwas wie eine substanzhaft zu denkende *unsterbliche Seele* gibt. Der Traum von Frau M. (vgl. 2.2) macht jedoch deutlich, dass das Leben des Menschen als Ganzheit vom Versinken im Wasser bedroht ist, dass es keine von dieser Ganzheit abgesonderte unsterbliche Substanz gibt, der der Tod grundsätzlich nichts anhaben kann. Es bedarf des „Christophorus“, um vor dem Versinken im Wasser, dem Untergang, der Vernichtung des Lebens gerettet zu werden und ans rettende Ufer zu kommen. Allein Gott verbürgt die Kontinuität und Identität der Person im Tod. Und der Traum des Jungens sagt nicht, dass er sich selbst die Wohnung baut, in die er umzieht. Die Wohnung ist für ihn gebaut, und er wird von dem Besitzer in diese neue Wohnung hineingetragen und freudig von den anderen begrüßt. Entscheidend für die Kontinuität im Abbruch des Lebens und über den Tod hinaus ist also der, dessen Liebe von dem „nicht mit Händen gemachten Haus“ (2 Kor 5,1) aus schon in das vom Tod bedrohte Leben eingreift und ihm den Weg zu diesem Haus durch den Tod hindurch eröffnet und es dorthin führt.

Aber im Tod geschieht noch mehr als die Bewahrung des Lebens, das Leben wird auch *aufgehoben* im Sinne von *erhöht* und *vollendet* oder – wie die biblische Sprache es sagt – *verherrlicht*, vollendet zur *Gottebenbildlichkeit* in der Teilhabe an der Gottebenbildlichkeit Jesu Christi, des Sohnes Gottes, der allein in seinem Menschsein die *Gottebenbildlichkeit* verkörpert und gelebt hat, während wir in unserem Leben die Gottebenbildlichkeit allenfalls „bruchstückhaft“ in der unbedingten Liebe zu Gott und Menschen leben, also nicht ohne Entstellung durch die Sünde. Als Sünder, der diese vollkommene Liebe nicht lebt und leben kann, ist der Mensch von sich aus gesehen nur Gottes Ebenbild „im Fragment“, das nicht durch sich selbst, sondern allein durch Gott, durch seine Gnade und Liebe vollendet wird zur vollkommenen Gottebenbildlichkeit in der Gemeinschaft mit Gott und denen, die im Glauben an ihn gestorben sind. Das ist eine Gemeinschaft, die ganz von der Liebe zu Gott und den Menschen bestimmt ist (vgl. 1 Kor 13) und in der das Menschenleben und mit ihm auch die vergängliche Schöpfung zur Vollendung ihrer Bestimmung kommt. In diesem Sinne erfährt der Mensch im Tod im zweifachen Sinn *Erlösung*, Erlösung von einem oft leidvol-

len Leben und Erlösung als Vollendung des Lebens *zum* Leben in Gemeinschaft mit dem Ewigen Gott. Beide Aspekte kommen in den dargelegten Träumen und Beispielen deutlich zum Ausdruck. Für die Seelsorge stellt sich daher die Frage, von welchem dieser beiden Gesichter des Todes her sie das Sterben von Menschen in erster Linie in den Blick nehmen sollte.

3 Wo sind unsere Toten, wenn sie tot sind?

Viele todkranke Menschen treibt – auch wenn sie das oft selbst gegenüber Seelsorger/innen nicht auszusprechen wagen – die Frage um: Wo sind wir, wenn wir tot sind? Oder da fragt eine Mutter, deren Kind eine Woche nach der Geburt auf der Intensivstation stirbt: „Wo ist unser Markus jetzt? Werden wir ihn wiedersehen? Habe ich ihn geboren, damit er jetzt im Grab verwest? Ist sein Leben dann nicht sinnlos?“ Diese tiefgreifenden und letztlich in einer theologisch-rationalen Begriffssprache nur bedingt zu beantwortenden Fragen sollen hier nicht näher erörtert werden (vgl. 2.3). Aber der Seelsorger kann sich dem nicht entziehen, der Mutter Antwort auf diese Fragen zu geben, die vom christlichen Glauben her vertretbar und ihr zugleich eine Hilfe sind, ihr schweres Schicksal zu ertragen und möglichst auch ein Stück weit zu verstehen oder wenigstens zu verhindern, dass sie dadurch auch an Gott verzweifelt, denn das zeitliche Zusammentreffen von Geburt (Leben) und Tod ist in sich „widersinnig“ und die Frage „Was Gott sich dabei wohl gedacht hat?“ ist nicht als „naiv“ abzutun, so dass man sie einfach übergehen kann, selbst dann nicht, wenn wir diese Frage letztlich als „unlösbares Rätsel“ stehenlassen müssen und die damit zugleich aufgeworfene Frage der Theodizee nicht wirklich von unserem Denken und unserem Reden *über* Gott her zu beantworten ist, sondern nur im Gespräch *mit* Gott¹¹ dadurch, dass Gott in solchen Situationen auf das Beten, ja das „Schreien“ der Seele antwortet, indem er sich als der zeigt, von dessen Liebe auch der Tod eines ersehnten und geliebten Kindes nicht zu scheiden vermag (Röm 8,38 f.). Auf jeden Fall sollte man der Mutter auf die Frage „Wo ist mein Kind jetzt, nachdem es gestorben ist?“ nicht die Antwort geben, dass man dazu aus christlicher Sicht nichts sagen könne. Auch wenn wir diese Frage nicht eindeutig beantworten können, sollten wir uns doch davor hüten, falsche oder auch nur sehr problematische und für die Betroffenen wenig hilfreiche Antworten zu geben. Zu dieser Art Antworten gehört die, dass die Toten nach der Beerdigung im Sarg, im Grab und sonst nirgends sind. Es sollte nicht in Frage gestellt werden, dass auch das bald nach der

¹¹ U. Eibach: Theologie in Seelsorge, Beratung und Diakonie, Bd. 2: Der leidende Mensch vor Gott, Neukirchen-Vluyn 1991, 53 ff., 85 ff.

Geburt gestorbene Kind der Vollendung zur Gottebenbildlichkeit in der Gemeinschaft mit Gott entgegengeht und deshalb in „Gottes Händen und Armen“ auf diese Vollendung hin bewahrt wird, bis es in die von Gott für es bereitete „Wohnung“ (vgl. 2.3: Traum des Jungen) einzieht und dort zur Gottebenbildlichkeit vollendet wird.

Die Frage „Wo bin ich, wenn ich tot bin?“ stellen nicht nur sterbende Menschen, sie bekommt aber angesichts des nahenden Todes eine tiefe existentielle Bedeutung. Bei vielen Menschen löst die Vorstellung, sie seien im Sarg und Grabe, abgeschnitten von allen Beziehungen und nur dem Vorgang der Verwesung ausgesetzt, Gefühle der Abscheu und Ängste aus, die Grund für die Entscheidung zur Einäscherung sein können. Nicht zuletzt kann diese Vorstellung Auflösungs- und Vernichtungsängste auslösen oder verstärken, die zu den tiefsten Ängsten gehören, die der Mensch erleben kann, nicht nur angesichts des physischen Todes sondern z. B. auch in einer Psychose.

Ich kenne Frau B. von vielen Klinikaufenthalten her. Ihr Krebs schreitet trotz der Chemotherapien unaufhaltsam fort. Sie bittet um meinen Besuch. Als ich komme, sagt B. 1: „Mir geht es schlecht. Aber mich beschäftigt die Frage, wo ich bin, wenn ich sterbe. Ich meine, bin ich dann gleich bei Gott?“ S. 1: „Haben Sie den Eindruck, dass Gott Sie bald aus dieser Welt abberufen wird?“ B. 2: „Ach, das eigentlich nicht, Gott wird mir sicher noch Lebenszeit schenken. Aber die Frage treibt mich um.“ S. 2: „Was denken Sie denn selbst dazu?“ B. 3: „Wenn ich sterbe, bin ich gleich bei Gott. Jesus hat doch auch zu dem Verbrecher am Kreuz neben ihm gesagt: ‚Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein.‘“ S. 3: „Dann ist die Frage für Sie doch beantwortet, oder ...?“ B. 4: „Ich weiß nicht. Neulich, als Sie in Urlaub waren, hat mich der Pfarrer M. besucht. Den habe ich auch danach gefragt, und der hat gesagt, dass wir erst im Grab liegen und auf die Auferweckung von den Toten warten müssen.“ S. 4: „Das ist nicht Ihre Meinung?“ B. 5: „Nein, ganz und gar nicht. Das wäre schlimm, wenn ich dann nicht gleich bei Gott bin. Aber nun sagen Sie, Herr Pfarrer, doch endlich einmal, wie das sein wird!“

Im weiteren Verlauf des Gesprächs kommt die Angst von Frau B. noch deutlicher zum Ausdruck, dass sie im Sarg liegen wird, dessen Deckel verriegelt, der mit Erde überdeckt ist und sie von allen Beziehungen zur Lebenswelt abgeschnitten und der Verwesung ausgesetzt sein lässt. Sie kann sich nicht vorstellen, dass sie es ist, die im Grabe liegen wird und dass Gott sie der Verwesung Preis gibt. Dies käme ihr wie eine Vernichtung ihres Lebens vor. Das kann sie – zu Recht – mit Gott nicht in Zusammenhang bringen.

Frau B. spricht eine theologisch bedeutsame Frage an, die für sie eine höchst existentielle Frage ist, denn ihr Leben ist schon unübersehbar vom Tode gezeichnet. Diese vielschichtige Frage wird seit neutestamentlicher Zeit immer wieder und auch gegenwärtig diskutiert, etwa unter der Fragestellung, ob die Auferweckung der einzelnen Toten eingebettet ist in die allgemeine Auferweckung von den Toten beim Einbruch des „Reiches Gottes“ und in die Vollendung der Schöpfung oder ob die Auferstehung sich mit jedem Tod zeitgleich ereignet, ob es zwischen dem irdischen Tod und dem zukünftig auferweckten Leben einen „Zwischenzustand“ für die Toten gibt, ob dieser den Toten auch bewusst wird, ob er so etwas wie ein „Fegefeuer“ ist oder ob die Toten ohne jedes Leben im Grabe liegen („Ganztod“) und in der Auferweckung geradezu aus dem Nichts neu erschaffen werden. Diese wichtigen Fragen können hier nicht näher erörtert werden.¹²

Wenn man den Tod von seiner Besiegung durch Gott in Jesu Christi Auferweckung (1 Kor 15,54 ff.) und von der Vollendung des Lebens im „Ewigen Leben Gottes“ her in Blick nimmt, so kann der Tod nicht von der „Liebe Gottes“ scheiden (Röm 8,38), er diejenigen, die im Glauben an den in Jesus Christus offenbaren Gott gestorben sind, nicht in die Gottverlassenheit des Grabes verstoßen, dann können die Toten nicht außerhalb des Machtbereichs Gottes sein, dessen Kennzeichen das Leben und nicht der Tod ist. Für die Seelsorge bei todkranken Menschen ist dieser Ansatz entscheidend. *Martin Luther*¹³, der aus mehreren Gründen die Vorstellung vom Tod als bewusstlosem Schlaf (Schlafende sind nicht tot, sondern nur ohne Bewusstsein) bevorzugte, aber nicht die These vertrat, dass der Mensch, wenn er stirbt, ganz tot ist und in der Auferweckung gleichsam aus dem Nichts neu erschaffen wird, konnte in seinen seelsorgerlichen Äußerungen angesichts des Todes von Menschen sagen, dass es genug sei zu wissen, dass die Toten in „Abrahams Schoß“ (Lk 16,22), in „Gottes Händen“ sind und nicht dem Tod, dem Grab oder einem Totenreich überlassen sind (vgl. Ps 139,5 ff.; Röm 8,38 f.). Er macht so deutlich, dass man diese Frage nur in einer metaphorischen Bildersprache beantworten kann, wie es auch in den angeführten Todesträumen zum Ausdruck kommt. Er verband dies mit modern anmutenden Überlegungen über die Relativität von Raum und Zeit. Wenn die Toten nicht mehr in dieser Weltzeit leben, dann sind sie nicht mehr der Zeit unterworfen,

¹² Vgl. G. Greshake/ J. Kremer: *Resurrectio Mortuorum. Zum theologischen Verständnis der leiblichen Auferstehung*, Darmstadt 1986; J. Ratzinger (Benedikt XVI): *Eschatologie. Tod und ewiges Leben*, Freiburg 2007, 90 ff.; J. Moltmann: *Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie*, Gütersloh 1995, 65 ff.; M. Mühling: *Grundinformationen Eschatologie*, Göttingen 2007, 164 ff.

¹³ W. Thiede: *Luthers individuelle Eschatologie*, in: *Lutherjahrbuch* 49, 1982, 7 ff.

dann fallen zwar für die in Raum und Zeit lebenden irdischen Menschen der Tod und die Auferstehung der Toten zeitlich auseinander, nicht aber für die Toten selbst, die in „Gottes Hand“ ruhen und schlafen. Für sie fallen ihr Tod und ihre Auferweckung zeitlich zusammen. Sicher ist unbestreitbar, dass der Leichnam im Grabe liegt und dort verwest. Aber dieser tote Körper des Menschen war nur die Gestalt, in der das irdische Leben gelebt wurde. Sie verbürgt in sich nicht die *Kontinuität* und *Identität* des Lebens der *Person* in der Auferweckung von den Toten (vgl. 1 Kor 15,35 ff.). Diese werden letztlich allein durch Gott verbürgt, so dass auch die Toten nicht aus dem Machtbereich Gottes herausfallen, sondern in ihm geborgen und bewahrt sind auf die leibhafte Vollendung ihres Lebens zur Gottebenbildlichkeit hin. Deshalb sollte gerade in der Seelsorge klar sein, dass wir die Toten nicht dem Sarg und dem Grab übergeben, sondern sie in „Gottes Hand“ legen, sie also nicht dem Tod als Abbruch aller Beziehungen, auch der zu Gott, ausliefern, sondern der Liebe Gottes anbefehlen, von der auch der Tod nicht zu scheiden vermag (Röm 8,38).

4 Todesträume, Nahtoderlebnisse und ihre theologische und weltanschauliche Bedeutung

Die Ausführungen über die Todesträume fordern zur Frage heraus, welche theologische und weltanschauliche Bedeutung ihnen zukommt, insbesondere unter der Fragestellung, ob *J. W. v. Goethe* mit seiner an *I. Kants* Erkenntnistheorie anschließenden Behauptung recht hat: „Nach drüben ist die Aussicht uns verannt“¹⁴, selbst wenn es ein „Drüben“ dieses „Diesseits“ gibt, oder ob die dargelegten Erlebnisse Anlass für gegenteilige Behauptungen geben, vielleicht sogar empirische Beweise oder wenigstens deutliche Hinweise darauf sind, dass *Bert Brecht* nicht recht hat, wenn er im Gedicht „Gegen Verführung“ (1925) schreibt: „Lasst euch nicht verführen! ... Ihr sterbt mit allen Tieren und es kommt nichts nachher.“

Nahtoderlebnisse (=NE) werden von Menschen, denen sie zuteilwurden, meist als eindeutige subjektive Erfahrungsbeweise dafür verstanden, dass der Tod nicht das Ende, sondern eine Verwandlung in ein neues Leben ist. Der Beweis ist für sie nicht nur, wie die Unsterblichkeitsbeweise von *Platon* (Phaidon), auf die Erinnerung der aus dem göttlichen Sein herausgefallenen Seele an ihre ur-

¹⁴ Faust, Zweiter Teil, 5. Akt.

sprüngliche Heimat im göttlichen Sein begründet,¹⁵ sondern ein sinnlich-empirischer Erfahrungsbeweis. In Diskussionen zwischen ihnen und Neurowissenschaftlern, vor allem denen, die ein monistisch-naturalistisches Menschenbild vertreten und nur für wirklich erachten, was mit empirischen oder gar nur naturwissenschaftlichen Methoden erforscht werden kann, und die jede ontische Eigenständigkeit seelisch-geistigen Seins und damit zugleich ein Leben „jenseits“ des Todes des materiellen Körpers negieren, kommt es selten zu einer Annäherung in der Deutung der NE. Die von NE betroffenen Menschen lassen sich durch die naturwissenschaftlichen Argumente nicht in ihrer Gewissheit verunsichern, dass sie in den NE eine nicht der Vergänglichkeit unterworfenen Wirklichkeit geschaut, ein Blick ins Ziel ihres Lebens, das ewige Leben geworfen haben, wenn nicht gar schon in ihm gewesen sind.¹⁶ Unter den Voraussetzungen einer monistisch-materialistischen Weltansicht kann das nicht sein, weil es gar keine gegenüber der materiellen Welt ontisch eigenständige „geistige Welt“ geben kann, die in NE oder Todesträumen wahrgenommen wird.¹⁷ Diese Behauptung der naturalistischen Metaphysik kann selbst wiederum nicht aus naturwissenschaftlichen Erkenntnissen abgeleitet und bewiesen werden, sondern liegt ihr „a priori“ voraus und zugrunde und bestimmt als solche die Deutung, insbesondere die weltanschauliche, der durch die empirische Forschung gewonnenen Fakten. Ferner geht man davon aus, dass diese Erlebnisse, wenigstens die NE, schon allein deshalb Illusionen und Halluzinationen ohne Wirklichkeitsbezug seien, weil ein in seinen Funktionen schwer gestörtes, nicht mehr über Selbstbewusstsein verfügendes Gehirn, also mehr oder weniger pathologische Hirnprozesse sie „produzieren“.¹⁸ Die Wirklichkeit, die sich in ihnen angeblich zeige, bestehe nur innerhalb des Gehirns in Form der pathophysiologischen und psychopathologischen Funktionen. Das gelte im Grunde ebenso für Todesträume, die auch nicht aus einem Zustand wachen Selbstbewusstseins heraus, das allein zur Erkenntnis der Wirklichkeit befähigt sei, entstehen, sondern aus dem Unterbewussten. Daran ändere auch nichts, dass Menschen mit NE und Todesträumen für sich in Anspruch nehmen, dass sie das Erlebte im Zustand eines klaren, geradezu „erleuchteten“ Bewusstseins geschaut haben.

¹⁵ Es wird auch die These vertreten, dass Platons Unsterblichkeitsbeweise ein oder mehrere NE als Erfahrungshintergrund zugrunde liegen.

¹⁶ Vgl. die bei Bieneck/Hagedorn/Koll (Anm. 6) aufgezeichneten Nahtoderfahrungen (S. 15 ff.) mit den Ausführungen des Neuropsychologen Chr. Hoppe (ebd. 115 ff.).

¹⁷ Dagegen vgl. G. Ewald: „Ich war tot“. Ein Naturwissenschaftler untersucht Nahtod-Erfahrungen, Augsburg 1999.

¹⁸ Vgl. U. Eibach: Gott im Gehirn? Ich – eine Illusion. Neurobiologie, religiöses Erleben und Menschenbild aus christlicher Sicht, 3. Aufl. Witten 2010, 85 ff.

Die Argumente, die seitens naturalistisch argumentierender Neurowissenschaftler vorgebracht werden, ergeben sich also aus einer Ontologie und Metaphysik, nach der geistiges Sein lediglich ein Produkt und Epiphänomen des materiellen Seins ist, ohne das ersteres gar nicht sein kann, also keine eigenständige Wirklichkeit ist. Diese ontologische Argumentation unterscheidet sich von den erkenntnistheoretischen Überlegungen *I. Kants*, nach denen mit unserer an die sinnlich erfahrbare Welt gebundenen Erkenntnisfähigkeit und theoretischen Vernunft nichts über eine transzendente Wirklichkeit „jenseits“ unserer empirischen Welt – also z. B. über Gott und ein ewiges Leben bei Gott – ausgesagt werden kann, selbst dann nicht, wenn es sie „gäbe“. Für uns Menschen seien sie keine erfahrbare, erforschbare und in einer von der Vernunft geprägten Sprache mitteilbare Wirklichkeit. Wovon man mittels der Vernunft nichts erkennen kann, darüber kann man auch nichts aussagen.

Nun sind aber weder NE noch Todesträume etwas, was der Mensch wie die naturwissenschaftliche und empirische Forschung und sonstige Welterkennungsweisen aktiv macht, sondern es sind subjektive *Widerfahrnisse*, Erlebnisse, die nicht bewusst geplant und willentlich herbeigeführt werden. Damit stellt sich zugleich die Frage, ob sie mit denselben Methoden und Kategorien der Welterkenntnis erforscht und gedeutet werden können, mit denen die gegenständliche, objektivierbare und auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten reduzierbare Welt erforscht wird, ohne dass die wesentlichen Inhalte dieser Erlebnisse durch die Anwendung solcher reduktionistischer Methoden verloren gehen. Wenn man nur das für wirklich erachtet, was mit diesen Methoden erforschbar ist, dann kann jedes Erlebnis nur soweit Wirklichkeit für sich in Anspruch nehmen, wie das Erlebnis und seine Deutung zu verallgemeinerbaren Erfahrung werden kann, die von allen Menschen, die über eine entsprechende Vernunft- und Erkenntnisfähigkeit verfügen, nachvollzogen werden kann. Wenn das nicht der Fall ist, sind diese Erlebnisse unreal und pathologisch, haben keine Wirklichkeit außer der, die sich allein im Subjekt in mehr oder weniger pathologischen Funktionen des Gehirns manifestiert. Das müsste dann aber konsequenterweise für alle subjektiven Erlebnisse und Phänomene gelten, die nicht in dieser Weise objektivierbar und verallgemeinerbar sind. Sie wären alle nur innerpsychische Zustände, denen keine Wirklichkeit außerhalb ihrer selbst entspricht.¹⁹

Nun sind NE Widerfahrnisse, die sich auf der Grenze von Leben und Tod ereignen und die dem Menschen zustoßen. Sie kann man weder machen noch verhindern. Sie sind durch das Bewusstsein nicht kontrollierbar. Dies gilt auch für

¹⁹ Vgl. Eibach, ebd. 66 ff.

Träume. Sie sind Widerfahrnisse, die aus dem Unterbewussten aufsteigen. Die Träume zeigen allerdings mit der Ankündigung des nahenden Todes eindeutig einen physiologischen Zustand des Körpers an, der auf den Tod zuläuft. Die Informationen aus dem Körper werden offensichtlich an das Gehirn geleitet, dort in den für Informationen, die im Unterbewusstsein bleiben, zuständigen Bereichen (vor allem Hippocampus) gespeichert und auch in ihrer Bedeutung erkannt und treten von da aus, wenn sie nicht mehr unter „Verschluss“ gehalten werden können, mittels Träumen ins Bewusstsein, weil sie eine für das bewusste „Ich“ wesentliche Botschaft zu vermitteln haben. Keiner wird diese Wahrnehmung des Körperzustands und seinen Niederschlag in Träumen als pathologische Halluzination abtun, denn es wird die Realität des nahenden Todes angezeigt. Dennoch werden die Inhalte der gleichen Träume, die Aussagen über ein „Jenseits“ des Todes enthalten, meist als Illusionen abgetan. Warum aber entstehen sie in demselben Gehirn, das auch den Tod durch Träume ansagt? Basiert die Ankündigung des Todes auf Wahrnehmung von Wirklichkeit, der oft zugleich eröffnete Ausblick über den Tod hinaus jedoch auf aktiver Produktion von Fiktionen, die die wahrgenommene Wirklichkeit des Todes verdrängen, sie als letzte Realität des Lebens aufheben, den Sieg des Lebens über das Tod anzeigen?

Seit *L. Feuerbach* und *S. Freud* wird zur Erklärung des Glaubens, dass es ein „Jenseits“ des Todes gibt, die Hypothese ins Feld geführt, dass die menschliche Psyche sich keine endgültige Vergänglichkeit und den Tod vorstellen kann, dass sie deshalb die gnädige Illusion eines „ewigen Lebens“ erzeuge, um nicht im Lebenstrieb zu stark gehemmt zu werden. Nach naturalistischer Sicht ist diese Hoffnung ein Produkt unserer von den Genen gesteuerten Hirnfunktionen, die uns in gnädiger Weise vorgaukeln, wir seien „unsterblich“, damit wir umso ungestörter unsere „biologische Fitness“ und unser Verlangen nach irdischem Glück ausleben können. Unklar bleibt dabei, wie mit der Wahrnehmung eines physiologischen Zustands, der die Todesnähe anzeigt, zugleich die „Botschaft“ entstehen kann, dass der Tod nicht die endgültige Zerstörung der Person bedeutet, eine Botschaft, die ja nicht an physiologischen Zuständen ablesbar ist, zumal das „Jenseits“ des Todes – wenigstens nach christlicher Sicht – nicht an eine Fortdauer materieller körperlicher Zustände gebunden ist. Wenn das Ziel der „Produktion“ dieser Fiktion in der Verdrängung des Todes besteht, dann könnte diese noch viel effizienter sein, wenn gleich alle Träume ausgeschaltet würden, die den Tod ankündigen, und dazu gehören – wie der Traum von Herrn H. (Kap 2.2) zeigt – auch Todesträume, die den Blick über den Tod hinaus eröffnen, weil diese zugleich auch das nahende Ende des irdischen Lebens ankündigen. Es

bedürfte dann keiner „Produktion“ einer Illusion. Es bleibt also ungeklärt, warum nur den Inhalten der Todesträume, die den Tod als Abbruch des Lebens eindeutig ankündigen, Wahrnehmung von Wirklichkeit zuerkannt wird, die oft im gleichen Traum vermittelten Inhalte, nach denen der Tod durch das „ewige Leben“ besiegt wird, aber als Illusionen abgetan werden.

Wenn das in den Träumen ankündigte Leben „jenseits“ des Todes nur deshalb als Illusion eingestuft wird, weil es nicht mit empirischen Methoden messbar ist, dann wird die aller Forschung zugrundeliegende weltanschauliche Hypothese, dass Wirklichkeit nur dem zukommt, was mit diesen Methoden erforscht und beschrieben werden kann, zum ausschlaggebenden Grund für diese Einstufung als Illusion. Daraus folgt zugleich, dass NE und Todesträume keine objektiven empirischen Beweise dafür liefern, dass unser Leben in Gottes ewiges Leben vollendet wird. Das gilt auch, wenn diese Wirklichkeit in sinnlicher Weise subjektiv erlebt werden kann und wird, weil sie trotz ihrer Transzendenz zur irdischen Welt in diese hineinwirkt und sie durchdringt.²⁰ Das durch den Tod hindurch von Gott bewahrte und auferweckte leibliche Leben hat keine materielle, sondern eine „geistige Beschaffenheit“, eine „pneumatische Leiblichkeit“ (1 Kor 15,35 ff.; 2 Kor 5,1 ff.), die sich nicht mit den auf unsere irdische Welt begrenzten empirischen Methoden objektiv beweisen, aber doch subjektiv erleben lässt, so dass aus diesen von Menschen nicht machbaren Widerfahrnissen und Erlebnissen eine subjektive Gewissheit entstehen kann und oft entsteht.

Sicher ist aber auch, dass es keine empirischen und logischen Beweise dafür gibt, dass die subjektive Gewissheit, durch den Tod hindurch zur Teilhabe an Gottes Ewigkeit zu gelangen, bloß eine vom Gehirn erzeugte Illusion ist. Dann müsste Gott ebenso eine vom Gehirn erzeugte Illusion sein, denn, wenn es Gott „gibt“, dann kann der Tod nicht das letzte Wort haben, sondern nur Gott, der in sich „ewiges Leben“ ist und der seinen Geschöpfen an seinem Leben Anteil gibt. Wenn Wirklichkeit nur dem zukommt, was mit empirischen Methoden erforscht werden kann, dann sind nicht nur subjektive ästhetische und andere Wahrnehmungen sondern auch alle personalen Phänomene, die nur subjektiv erlebt werden können, auf ihre biologischen Funktionen zu reduzieren, die Liebe z. B. auf die Erhaltung der Art oder gar nur der „fittesten“ Gene. Durch diese Reduktion eines seelisch-geistigen Phänomens auf seinen biologischen Träger und seine physiologischen Funktionen wird das Eigentliche des Phänomens, die personale Liebe, nicht beschrieben und erklärt und überhaupt nicht in seiner Bedeutung verstanden, vielmehr wird das Phänomen aufgelöst, zum Verschwinden ge-

²⁰ Vgl. jedoch Ewald (Anm. 17).

bracht.²¹ Würde ich dafür, dass ein anderer Mensch mich liebt, erst empirische Beweise verlangen, so würde die Liebe in ihrem eigentlichen Wesen als personales Beziehungsgeschehen nicht nur verfehlt, sondern dadurch geradezu in die sie ermöglichenden empirisch erfassbaren Komponenten aufgelöst. Das Erleben der Liebe eines anderen Menschen liegt der Erzeugung ihrer physiologischen Bedingungen und erst recht der nachträglichen empirischen Erklärung ihrer Entstehung aber als Bedingung ihrer Möglichkeit zugrunde, ist also etwas kategorial anderes als diese empirisch erfassbaren Bedingungen der Liebe.

NE²² und Todesträume können keine objektiven empirischen Beweise für eine Vollendung des irdischen Lebens durch den Tod hindurch sein. Sie sind aber auch nicht einfach als vom Gehirn produzierte subjektive Illusionen abzutun. So stellt sich die Frage, ob sie als subjektive Erlebnisse für unsere Weltanschauung und vor allem die Theologie überhaupt von Bedeutung sind.²³ Dass diese Erlebnisse für die betroffenen Menschen von erheblicher Bedeutung sind, zeigt sich vor allem an den durch sie hervorgerufenen Veränderungen in den Lebenseinstellungen und der Lebensführung. Für Betroffene sind zumindest die „positiven“ NE und Todesträume *Hinweise* und *Zeichen*, die ihnen eine Gewissheit geben, dass ihr Leben nicht im Tod endet sondern in Gottes ewigem Leben vollendet wird zur Gottebenbildlichkeit. Das ist der entscheidende Inhalt dieser subjektiv erlebten Phänomene, und als solche sollten sie wenigstens auch in der Theologie und Verkündigung der Kirchen wahrgenommen, gewürdigt und nicht darüber geschwiegen werden. Sie sind oder können wenigstens Hinweise sein, dass unsere Welt nicht – wie Naturalisten es behaupten²⁴ – so *geschlossen* ist, dass sie nicht auf Transzendenz hin *offen* ist, offen für ein Handeln Gottes in dieser und einen Einbruch seines „Ewigen Lebens“ in diese Welt, offen dafür, dass nicht der Tod sondern Gott und seine Ewigkeit das letzte Wort in und über diese Welt hat.

Damit stellt sich die Frage, wie über solche Erlebnisse so gesprochen werden kann, dass unsere Sprache den subjektiv erlebten Phänomenen angemessen und das Mitgeteilte zugleich von anderen nachvollziehbar ist. Es ist evident, dass unsere auf empirische Sachverhalte bezogene wissenschaftliche und der Logik verpflichtete Sprache und auch die theologische Begriffssprache dafür nicht geeignet sind. Das kann aber nicht bedeuten, dass wir dem Ratschlag *L. Wittgen-*

²¹ Vgl. Eibach (Anm. 18), 61 ff.

²² Vgl. U. Eibach: Nahtoderlebnisse – Bick ins Jenseits?, in: Bieneck/Hagedorn/ Koll (Anm 6), 191 ff.

²³ Vgl. H. Kessler: Was kommt nach dem Tod? Über Nahtoderfahrungen, Seele, Wiedergeburt, Auferstehung und ewiges Leben, Kevelaer 2014.

²⁴ Zur Kritik aus philosophischer Sicht vgl. Th. Nagel: Geist und Kosmos. Warum die materialistische neodarwinistische Konzeption der Natur so gut wie falsch ist, (dtsch. 2013) 4. Aufl. Berlin 2014.

steins – wenigstens im Bereich der Theologie – folgen, über die Dinge zu schweigen, die wir nicht in derartigen Sprachen aussagen können, denn worüber wir nicht sprechen, das gibt es dann schnell für immer mehr Menschen auch nicht mehr. Das, was in solchen Begriffssprachen nicht aussagbar ist, sind – wie Wittgenstein²⁵ ebenso konstatiert – unsere entscheidenden Lebensprobleme, die, wenn „alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, ... noch gar nicht berührt (sind). ... Es gibt Unaussprechliches. Dies *zeigt* sich, es ist das Mystische.“ Aber, so könnten wir hinzufügen, dieses rational nicht Erfassbare und Unaussprechliche will und kann sich doch zeigen und mitteilen. Dies sollte an und mit diesen Träumen und den seelsorglichen Gesprächen über sie gezeigt werden. „*Experientia facit theologum*“, auch einen Theologen, der durch sie zur Sprache, einer eher metaphorischen und dennoch verständlichen und die Sache treffenden Sprache über das befähigt wird, was diese empirische Welt transzendiert, was sich aber in subjektiven Erlebnissen, in diesem Fall solchen an der Grenze des Lebens, ganz ohne eigene Initiative des Menschen als Widerfahrnis *zeigt*, nämlich: „Du kannst nicht tiefer fallen, als nur in Gottes Hand, die er zum Heil uns allen, barmherzig ausgespannt. Wir sind von Gott umgeben auch hier in Raum und Zeit und werden in ihm leben und sein in Ewigkeit.“²⁶

²⁵ L. Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*. Logisch-philosophische Abhandlung, Frankfurt 1967, Nr. 6.52; vgl. Mühling (Anm. 12), 298 ff.

²⁶ A. Pötzsch: *Evangelisches Gesangbuch*, Nr. 533, Str. 1 u. 3.